Aus der chirurgischen Universitätsklinik zu Göttingen
Direktor: Prof. Dr. Stich.

Gobineau im Lichte der heutigen Rassenhygiene

(nach seinem Essai sur l'inégalité des races humaines).

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde in der gesamten Medizin
einer Hohen Medizinischen Fakultät
der Georg-August-Universität zu Göttingen

vorgelegt von

Edda Riebe

aus **Hannover.**

1926.

Referent: Professor Dr. K. H. Bauer.
Correferent: Professor Dr. Stich.

Schopenhauer sagt einmal: „dass von jeder großen Wahrheit sich, ehe sie gefunden worden, ein Vorgefühl kundgibt, eine Ahnung, ein undeutliches Bild wie im Nebel und ein vergebliches Haschen, sie zu ergreifen, weil eben die Fortschritte der Zeit sie vorbereitet haben. Demgemäss präludieren dann vereinzelte Aussprüche.“ (Parerga I. S. 14.) So hat es auch Männer gegeben, die den wesentlichen Inhalt der Rassenhygiene intuitiv in geradezu genialer Weise vorausgeahnt haben. Zunächst trifft dies für den mit der Rassenhygiene unzertrennlich verknüpften Entwicklungsgedanken zu. So lehrte bereits im Altertum Anaximander, dass die Landtiere und Menschen aus dem Wasser, wo sie erst in Fischform lebten, ans Land gingen und sich diesem anpassten (Plutarch, Quaest. symp. VIII, 1. 4.), und auch Heraklit und Aristoteles sprechen von einem ewigen Werden, bezw. einer Entwicklung alles Werdens in dem Sinne, dass Potentielles sich verwirklicht, formt, vollendet (vgl. H. Meyer, Der Entwicklungsgedanke bei Aristoteles 1909). Doch diese Gedanken wurden, obschon so deutlich ausgesprochen, nicht weiter aufgegriffen und entwickelt, und sie verhallten spurlos und brachten uns wissenschaftlich keine Fortschritte. Erst so unendlich viel später sprach dann Leibniz wieder den Entwicklungsgedanken aus. Er nimmt kraft des Prinzips der Stetigkeit eine Stufenordnung von „Monaden“ an, in welcher nirgends ein Sprung besteht, sondern alle möglichen Vollkommenheitsformen vertreten sind. Leibniz ist überzeugt, dass es Mittelwesen zwischen Tier und Pflanzen geben müsse, die sog. „Pflanzentiere“. In den Monaden und in der Seele sei das Geschehen eine innere Entfaltung von Zuständen (Monadol. 11, 22), und überall gäbe es nur Umformungen, keine Neuentstehung und keine wahre Vernichtung. (Monadol. 73; Principe de la nature § 6.) Als einen Aufstieg von niederen zu immer höheren Formen fasst Herder die Entwicklung in der Geschichte auf. Und auch in der Natur steigere sich die Form der Organisation: „Alles strebt und rückt weiter“. (Ideen zur Philosophie der Geschichte 1784 f.) Im Jahre 1790 spricht dann Kant ganz deutlich den Entwicklungsgedanken aus, wenn er das Prinzip „der Kontinuität der Formen“ fordert, den kontinuierlichen Übergang von einer jeden Art zu jeder anderen durch stufenartiges

Wachstum der Verschiedenheit (Krit. d. rein. Vernunft), oder wenn er z. B. in der Kritik der Urteilskraft sagt, dass es sich nicht widerspreche, „wenn z. B. gewisse Wassertiere sich nach und nach zu Sumpftieren und aus diesen nach einigen Zeugungen zu Landtieren ausbildeten“, „dass aus dem Mutterschoss der Erde anfänglich Geschöpfe von minder zweckmässiger Form hervorgegangen seien, welche andere zweckmässigere, ihrem Zeugungsplatze und ihrem Verhältnisse untereinander angemessenere Formen erzeugten, bis die heutige Reihe der Arten zustande kam“. (Allg. Naturgesch. u. Theorie des Himmels 1755.)

Ebenso intuitiv, wie so der Entwicklungsgedanke erfasst worden war, hatte dann der Freiburger Zoologe Weismann etwa um 1885 die Fülle der Vererbungstatsachen, über die man schon damals verfügte, ohne Kenntnis der Mendelschen Ergebnisse zu der Annahme geführt, dass jede individuelle Erbmasse aus Erbeinheiten (Determinanten nannte er sie) zusammengesetzt ist, die ein so grosses Mass von Selbständigkeit besitzen, dass fast die ganze Erbvariabilität aller Organismen dadurch bedingt ist. Zu demselben Schluss führte dann die exakt methodisch arbeitende Mendelforschung. August Weismann brachte mit seiner Forderung, scharf zwischen Soma und Keimplasma zu trennen, eine klarere Erkenntnis der Vererbungsvorgänge auch in weitere Kreise. Diese beiden Begriffe, die er neu einführte, sind Voraussetzung geworden für unsere heutigen, auf Johannsen zurückgehenden Begriffe Phänotypus und Genotypus und gehören damit historisch zu den grundlegenden Begriffen der Vererbungsbiologie.

Wollen wir noch einen Mann anführen, der folgerichtig künftige Ergebnisse der Wissenschaft vorausahnte, so denke man an Boveri und seine Forderung von Vererbungsvorgängen, die wir heute als Crossing over und Faktorenkoppelung in ihrer Existenz kennen. Alle diese Gedanken sind uns heute längst vertraute und geläufige Faktoren der Vererbungswissenschaften, der Biologie und der Rassenhygiene.

Wie nun Gobineau, der Verfasser des Essai sur l'inégalité des races humaines (1853) in seherischer Weise vor dem Aufkommen der Naturwissenschaften grundlegende Tatsachen der Rassenhygiene vorausgeahnt hat, möge in folgendem dargelegt werden. Und zwar möchte ich zunächst eine Gesamtwürdigung seiner Bedeutung geben, wie sie sich vor allem in den Meinungen und Kritiken der bedeutendsten Männer widerspiegelt, um dann näher darauf einzugehen, wie Gobineau sich in seinem Essai, das ich in der deutschen Übersetzung von Ludwig Schemann benutzte, zu den einzelnen Tatsachen des heutigen Standes der Rassenhygiene stellt.

Kritiken. Das Gobineausche Rassenwerk hat die verschiedensten Kritiken gefunden. Aus dem Gesamtbilde aber spiegelt sich dennoch am besten Gobineaus ganze, grosse, überragende Persönlichkeit. In Deutschland hat er wohl unendlich viel mehr Anerkennung gefunden als in seinem Heimatlande Frankreich. Es hat sich sogar eine Gobineau-Vereinigung gebildet, deren Führer unzweifelhaft Ludwig Schemann ist. Ihm verdanken wir auch die ungeheure Arbeit der sinngemässen, wissenschaftlich exakt durchgeführten deutschen Übersetzung und dann — nicht minder wertvoll — sein im Jahre 1909 herausgegebenes Buch „Gobineaus Rassenwerk". In dieser Arbeit hat er mit unendlicher Mühe ein Werk geschaffen, das uns unbedingt den Gobineauschen Geist im rechten Lichte zeigt, sowohl durch die Entwicklung der Geschichte des Essai als auch durch seine Kritik.

Schemann ist ein begeisterter, rückhaltloser Anhänger Gobineaus, der freilich auch seine Schwächen und Mängel deutlich erkennt, um dieser zum grössten Teil geringfügigen Fehler willen aber doch nie die ungeheure Bedeutung Gobineaus aus den Augen verliert. Er entwickelt uns, nachdem er ausführlich auf das Essai eingegangen ist, sein ferneres literarisches Gesamtschaffen, das uns die Erweiterung und den Ausbau seiner Gedanken zeigt, die vielleicht im Essai noch ein wenig einseitig waren, noch nicht so geklärt und geläutert, wie sie es später wurden, als sein Gesichtsfeld sich immer mehr erweiterte, namentlich durch seine langen diplomatischen Reisen. Die Quintessenz seines Buches und damit seiner ganzen Forschnng ist die, „dass, wenn nicht auf Grund seines Rassenwerkes, doch auf Grund seines Gesamtschaffens Gobineau der Charakter als Schöpfer und Begründer der ganzen neuen, auf der Rasse beruhenden Weltanschauung und der ihrer weiteren Ausbildung gewidmeten wissenschaftlichen Forschung nicht mehr zu bestreiten ist." Er spricht von der genialen Intuition Gobineaus, wie „seine kühne Schaffenskraft, die ihn so manches Mal im einzelnen übers Ziel hinausschiessen liess, ihn dann doch im grossen und ganzen ein Ziel ein Menschenalter früher hat erreichen lassen als seine Zeitgenossen, ein Ziel, das mittlerweile unser aller geworden ist, und über das wir überhaupt im wesentlichen nicht hinauskommen werden". Darin liegt eben seine Grösse und seine Bedeutung. Die Rasse war ihm das Wichtigste. Stets habe er als „Führer der Rassenfatalisten" gegolten, aber vieles zu einseitig, nur unter dem Gesichtspunkte der Rassenmischung gefasst. „Das Hauptgebiet der Mischungen, der Blutswandel im Leben der Völker und die daran sich knüpfenden geschichtlichen Wandlungen", das ganze Problem des Niedergangs der Völker füllen ihn so aus, dass

Schemann es geradezu als „Gobineau spezifisch eigen“ bezeichnet. Er ist mit seinem Werke „einer der Hauptbegründer der historischen, politischen und sozialen Anthropologie“, oder wie es oft populär ausgedrückt worden ist, „der Vater der modernen Rassenforschung“ geworden. „Indem Gobineau die Ethnologie als la racine et la vie même de l'histoire erkannte, hat er als der dritte grosse Laie nach Vico und Herder in die Geschichtsphilosophie eingegriffen, „er hat ihr durch die Grundlagen eine ganz neue Stellung in der Wissenschaft errungen“. Hiermit erkennt Schemann rückhaltlos an, dass Gobineau als erster die grossen geschichtlichen Rassenvorgänge aus der Weltgeschichte herausgeschält hat, dass wir ihm „die erste universal historische Übersicht einer Blutsentwicklung der Völker verdanken“, oder wie Woltmann später gesagt hat „die erste anthropologische Geschichte der Zivilisation“. Zum ersten Mal tritt bei ihm die Rassenlehre „als System“ auf. Wenn er auch zur Frage der Rassenaufbesserung und Rassenzüchtung noch nicht aktiv Vorschläge und Neuerungen gebracht hat, ist es „durch seine anthropologischen Schätzungen, seine politischen Ansichten, seine sozialen Antipathien und Sympathien deutlich genug an die Hand gegeben, wie in seinem Sinne eine rassenhafte Regeneration einzig noch denkbar wäre“. Trotzdem Schemann so immer wieder von Gobineaus grosser Bedeutung, der „echten Divination seines Genies“ gesprochen hat, hat er klar auch die Mängel und Ungeklärtheiten herausgehoben, sich aber nie hierdurch den Blick trüben lassen. Gleich zu Beginn seiner Kritik betont er, dass man nicht hervorheben solle, dass der Essai ein Dilettantenwerk sei, sondern vielmehr ein Jugendwerk, dass eben in seinem späteren Leben und Schaffen doch seine Ideen und Ansichten gereift sind, vergeistigt und verinnerlicht, wie z. B. der Rassengedanke in seinem „Amadis“, das die Krönung von Gobineaus Lebenswerk bedeute und zugleich eine poetische Revision desselben. Dass Gobineau literarische Quellen benutzte, daraus macht er ihm keinen allzu grossen Vorwurf im Gegensatz zu anderen Kritikern, z. B. Friedrich, die es oft als vollkommenen Mangel des Rassenwerkes heranziehen. Er wirft ihm allerdings vor, dass er die geschichtliche Literatur seines eigenen Volkes so sehr vernachlässigte, da er gerade von Männern wie Guizot und Thierry so unendlich viel hätte lernen können. Auch den Vorwurf des Konstruierens, der ihm so oft gemacht wird, kann er ihm nicht ganz ersparen, „er schreckt eben nicht davor zurück, zugunsten einer ihm vorschwebenden, in sich geschlossenen und harmonischen Weltanschauung unbewusst und unwillkürlich der objektiven Welt Gewalt anzutun, die doch zahllose Widersprüche in sich birgt“. Er geht zu systematisch

vor und wird dadurch zu einseitig, zu radikal. Klar erkannte Schemann die Gefahren seiner starken künstlerischen Ader, die ihn häufig der Versuchung poetischer Ausmalung nicht widerstehen liess. Seine Willkürlichkeiten, Ungründlichkeiten und Ungenauigkeiten entschuldigt er mit dem „Überdrang des Neuerungseifers, aus dem der Essai geboren ist“, indem er nur auf das Endresultat sah und sich für das einzelne oft nicht die nötige Ruhe gegönnt hat. Dagegen unentschuldbar sind seine Etymologien. Mit diesen habe er wirklich nur gespielt und am besten schwiege man gänzlich darüber. Dies ist im wesentlichen die Beurteilung Schemanns. Ich bin nicht näher auf seine Kritik betreffs der übrigen Werke Gobineaus eingegangen, da meiner Arbeit im wesentlichen nur der Essai zugrunde liegt, glaube aber genügend betont zu haben, dass Schemann sie als Ergänzung, als Bereicherung und Reifung von Gobineaus Rassenanschauungen für unbedingt wichtig hält.

Einen nicht minder gerechten Beurteiler hat Gobineau in Fritz Friedrich gefunden. Auch er gibt als sein grösstes Verdienst an, eine biologische Geschichtsauffassung und zwar vom Standpunkte der Rassenmischung gegeben zu haben. Gobineau ist „der geistige Vater der ganzen Rassenbewegung“. Er hat die Ungleichwertigkeit der Menschenrassen und die Rassenkreuzungen — die beiden Säulen seiner Theorie — als Triebkräfte der Geschichte gefasst und die Bedingung gestellt, dass „alle praktische, unter die Oberfläche der Dinge dringende Geschichtsforschung ihrem Wirken nachspüren und ihnen gerecht werden müsse“. Darin sieht Friedrich Gobineaus „wissenschaftliche Grosstat“. Er hat also die Kraft der Geschichte aus der äusseren in die innere Natur hineinverlegt, wie das mit andern Worten auch Schemann ausgesprochen hat. Durchaus als ein Verdienst Gobineaus sieht er es an, dass er den Begriff des Völkerchaos in die Geschichte eingeführt und an „den so drastischen und doch vor ihm nicht erkannten Beispielen wie Griechenland und Rom“ klargelegt hat. Auch hat er bereits „Gutes und Treffendes“ über den Gedanken „des mörderischen Prozesses der Ausmerzung der Besten“ gesagt, den nach ihm dann Valcher de Lapouge, Graf Leusse und Otto Seeck ausgebaut haben. Ein weiteres grosses Verdienst Gobineaus sei es, dass er die Unausgeglichenheiten in der ganzen geistigen Art der mitteleuropäischen Menschheit durch die Annahme einer nicht arischen Urbevölkerung verständlich gemacht habe. Aber wenn Friedrich so auch die Bedeutung Gobineaus erkannte, so spricht er ihm doch unbeschadet der Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Rassentheorie hinsichtlich seiner weltgeschichtlichen Konstruktion jeden Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung ab. Er sagt, dass „ein so unwissen-

schaftlich arbeitender Schriftsteller" nicht das Recht habe „unter allen Umständen gehört zu werden", nicht er habe dieses Recht, sondern der „grosse Gedanke, den er der Welt geschenkt hat". Gobineau hat als Historiker doch einer kritischen Prüfung recht schlecht standgehalten. Er bezeichnet Schemanns Ausspruch, Gobineau sei ein „wissenschaftlicher Wildling" geradezu als einen Fund. Er nennt ihn aber voll gewisser aufrichtiger Anerkennung einen „Universaldilettanten". Dementsprechend habe er allerdings kritiklos seine Quellen benutzt, den Höhepunkt seiner Kritiklosigkeit aber erreicht, als er das Alte Testament als vollgültige Quelle gebrauchte und jede kritische Beurteilung seiner Tatsachen ablehnte. Mangel an Folgerichtigkeit wirft er ihm vor. Er betont, dass seine Terminologie für die Begriffe Art, Rasse unklar sei, dass sein etymologisches Verfahren völlig system- und methodenlos sei, wenn auch manche Etymologie ihm geglückt sei, da es „zum Entdecken verborgener sprachlicher Zusammenhänge kluger Einfälle und geistreicher Intuition bedarf, und dies die allerstärkste Seite des überaus geistreichen Grafen gewesen sei". Wenn Friedrich, wie wir gesehen haben, so manches oder vielmehr vieles auszusetzen hat, hat man doch, wenn man die ganzen „Studien" gelesen, unbedingt den Eindruck, wie er Gobineaus intuitives Ahnen vollkommen gewürdigt hat. Er zählt ihn voll zu den echten Propheten.

Schemann und Friedrich haben sich wohl am meisten für Gobineaus Rassenwerk interessiert, aber spurlos ist es weder an Gelehrten noch an den Laien, die sich mit ihm beschäftigt haben, vorübergegangen. Irgendwie hat es sie alle beeinflusst.

Bleiben wir zunächst bei den Gelehrten, speziell bei den Sozialanthropologen. Da ist Wilhelm Schallmayer, der in seinem naturwissenschaftlichen Werke „Vererbung und Auslese" auch Gobineaus Verdienst anerkennt, zuerst eine biologische Geschichtsauffassung, wenn auch nicht vom darwinistischen, so doch vom Gesichtspunkte der Rassenmengung aufgestellt zu haben, wenngleich er sonst den Inhalt der Theorie Gobineaus fast ganz ablehnt und von der Arier- und Germanenschwärmerei nichts wissen will. Aber das Auftreten „einseitiger Geschichtsauffassungen, der geographischen (Buckle), der ökonomischen (Marx und Engels) und der rassentheoretischen (Gobineau, de Lapouge usw.) hat geholfen, das enge geschichtswissenschaftliche Gesichtsfeld zu erweitern. Das sei doch ein Verdienst Gobineaus." (Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie I. Zum Einbruch der Naturwissenschaft in das Gebiet der Geisteswissenschaften.) Seine wissenschaftliche Grundlage zweifelt er ebenso wie fast alle übrigen Kritiker stark an, und auch er betont, dass Gobineau eben Dichter gewesen sei.

Auch Kuhlenbeck hebt das Verdienst Gobineaus hervor bei allem Dilettantismus seiner Auffassung, die Weltgeschichte zuerst im Lichte des Rassenproblems betrachtet zu haben. (Zur Kritik des Rassenproblems. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-biol. II. 1905.) „Gobineau hat vom Standpunkte der Geschichts-philosophie aus den ersten Schritt zur unmittelbaren und innigen Verbindung von Natur- und Menschengeschichte getan." (Natürl. Grundlagen des Rechts u. der Politik.)

Unter den Historikern, die den Rasselehren lange zähen aktiven wie passiven Widerstand entgegensetzten, ist es vor allem Martin Spahn, der Gobineau warm gewürdigt hat. Er habe „den Seherblick aller grossen Historiker gehabt", und wenn auch ein Menschenalter, erfüllt mit rastloser, erfolgreicher Forschung zwischen seiner Schaffenszeit und der unseren liege, so sind „seine Ideen heute noch so fruchtbar wie einst".

Verdient um die allgemeine Verbreitung der Gobineauschen Ideen hat sich besonders Paul Kleinecke gemacht mit seinem Buch „Gobineaus Rassenphilosophie". Er erblickt die Grösse des Rassenbuches in der bei aller Einseitigkeit grossartigen und hochpoetischen Konzeption der Weltgeschichte.

Auch Eugen Kretzer hat zweifellos durch seinen „J. A. Graf von Gobineau" viele zu Gobineau hingeführt, vor allem wohl Laien, da in wissenschaftlichen Kreisen sich starker Widerspruch erhoben hat gegen sein buchstäbliches Festhalten am Standpunkt des Rassenwerkes. Er ist zu sehr Bewunderung für das grosse Werk und hat es sich unter Verzicht auf jede Kritik gänzlich zu eigen gemacht.

Auch die grössten unserer Denker sind durch die Anschauungen Gobineaus beeinflusst. Allgemein bekannt ist das Abhängigkeitsverhältnis Nietzsches zu Gobineau. Es ist eins der meist erörterten in der Literatur. Stark inspiriert erscheint Nietzsche in den allgemeinen, die Rasse betreffenden Anschauungen, und er hat (vgl. Schemann) zweifellos u. a. seine vielberufene Herren- und Sklavenmoral auf Gobineausche Lehren aufgebaut. Andererseits ist er aber im einzelnen unendlich fern, bis zum Antipodischen von seinem Lehrmeister abgerückt, wie z. B. seine gänzliche Verständnislosigkeit des Problems vom Germanentum beweist.

Dass auch Lotze zu den von Gobineau beeinflussten Denkern gehört, hat Schemann betont, obgleich er ihn eigentlich nie zitiert, aber seine Anschauungen über Ungleichheit der Rassen, Zähigkeit der Stammcharaktere, die sich auch gegen Natureinflüsse dauernd und siegreich behaupten, sind doch echt Gobineausche Anschauungen.

Am stärksten hat er aber wohl Wagner beeinflusst, zumal da sie in ihren Ideen, besonders dem germanischen Gedanken so eng verwandt waren. Die für Wagner „ganz neue Betrachtung der Weltgeschichte im Lichte der Rassenhygiene, der Hierarchie des Blutes, der Verlegung des Fortschritts vom Äussern der Lebensformen und Bedingungen ins Innere der Völker, das alles in Gobineaus übergrosser Weise vorgetragen, rüttelte ihn auf, fesselte und begeisterte ihn". Gobineau habe in gewissem Sinne Wagners künstlerische Gebilde kommentiert, „Wagner Gobineaus Lehre in Szene gesetzt". Das ist das Urteil Schemanns über beider Verhältnis.

Einen grossen Gegner hat Gobineau gehabt und zwar in seinem Vaterlande, Ernest Seillière, der in seinem Werk „Le comte de Gobineau et l'Aryanisme historique" trotz aller übelwollenden Kritik es erreicht hat, dass die ernstliche Aufmerksamkeit weitester Kreise dadurch auf das Essai gelenkt wurde. Ironie, kritische Zergliederung, ja sogar Zersetzung des ganzen Werkes, der Nachweis von Widersprüchen, den er immer wieder führt, alles das lässt ihn zu einem scharf ablehnenden Verhalten Gobineaus Werk gegenüber kommen. Aber wie auch Schemann betont, „wenn er auch immer wieder Gobineaus Erkenntnissen nach der Seite ihrer materiellen Bedeutung und Geltung Abbruch zu tun sucht, seine erstaunliche Intuitionskraft, den prophetischen Zug in ihm hat er doch empfunden und an manchen Stellen seines Buches hervorgehoben".

Auch in Deutschland haben sich gegen Gobineau Stimmen erhoben, die schroff und radikal gegen ihn und seinen Rassegedanken auftreten. Besonders hervorzuheben ist Friedrich Hertz. Er gibt zu, dass Gobineau „einer der frühesten Verkünder der linguistischen Rassentheorie" gewesen ist. Aber „in seinen Schriften mischen sich Geist, Belesenheit und naivste Kritiklosigkeit, wie dies bei vornehmen Dilettanten mit vorwiegend phantastischer Neigung nicht selten ist. Das Material Gobineaus ist heute derart veraltet, dass jedes Eingehen auf Einzelheiten Zeitverschwendung wäre". Hertz und selnen Anhängern bedeutet Rasse eben eine Modekrankheit. Aber diese abfälligen Urteile haben es doch nie fertig gebracht, Gobineau auch nur etwas von dem Ruhm und der Bedeutung zu nehmen, die ihm ganz unbedingt zukommt und die keine spöttische Bekrittelung ihm je rauben kann.

Nachdem ich so die Kritik, die Gobineau gefunden hat, geschildert habe, möchte ich auf meine Hauptaufgabe zurückkommen: die Stellung Gobineaus zu den einzelnen Tatsachen der Rassenhygiene, nach dem Stande, zu dem sie sich heute ausgewachsen hat.

Der Begründer unserer heutigen modernen Rassenhygiene (der Name Rassenhygiene stammt von Alfred Ploetz) war Franzis Galton. Er nannte diese Wissenschaft noch Eugenik und wollte darunter die Lehre verstehen, die sich mit allen Einflüssen befasst, die die angeborenen Eigenschaften der Rasse verbessern und diese Eigenschaften zum grösstmöglichen Vorteil der Gesamtheit zur Entfaltung bringen (Fischer-Baur-Lenz). Es ist also die Lehre „von der Gesundheit und Gesunderhaltung der inneren Lebensanlagen eines Volkes oder der Menschheit". (K. H. Bauer.)

Man muss nun zunächst den Begriff Volk genau von dem der Rasse trennen. Unter Volk verstehen wir heute eine Gemeinschaft von Menschen, welche durch den Gemeinbesitz gewisser Kulturgüter wie Sprache, Literatur, Sitten, Gewohnheiten und ein gemeinsames Landgebiet zu einer Einheit verbunden sind. Unter Rasse jedoch verstehen wir eine Gemeinschaft von Menschen, die durch gleiche Abstammung, gleichen Besitz von körperlichen und geistigen Anlagen zusammengehören. „Der Rassencharakter ist angeboren, der Volkscharakter anerzogen" (Stratz). Ein Volk kann sich aus den verschiedensten Rassenelementen zusammensetzen, und die jeweilige Mischung dieser Elemente wird immer bestimmend sein für den Wert des Volkes, wie die Erbanlagen in ihrer Gesamtheit bestimmend sind für den Wert der einzelnen Rassen.

Dass wir über die Erbanlagen und ihre Vererbung so genau Bescheid wissen, den Genotypus, das ist die Summe aller Erbanlagen, jetzt wissenschaftlich analysieren können, ist das Verdienst des Brünner Augustiner Abtes Gregor Mendel. Er hat uns gelehrt, dass jedem erblichen Merkmal und jeder Eigenschaft zwei Erbfaktoren oder Gene zugrunde liegen, die sich bei der Bastardierung teilen (Gesetz von der Spaltung der Gene) und dann wiederum neu kombinieren; dass sie sich unabhängig voneinander vererben und nach den Gesetzen der mathematischen Wahrscheinlichkeit bei der Befruchtung zusammengeworfen werden. Wie sich dieser elementare Mendelismus fortentwickelt, wie die Gene stofflich erfasst sind, wie sie lokalisiert sind im Zellkern und hier wiederum in den Kernschleifen, den Chromosomen, dass sie in verschiedener Wertigkeit vorkommen, dass sie körperliche, sowie geistige Anlagen betreffen, darauf soll hier nicht näher eingegangen werden. Es soll nur noch betont werden, dass erwiesen ist, dass dieser ganze Mendelismus auch Anwendung auf den Menschen findet. Die Erbanlagen in ihrer Gesamtheit machen also den Genotypus aus, das Erbbild, dem der Phänotypus, das äussere Erscheinungsbild gegenübersteht. Eine Fülle von Genen ist es, die über die

Rassenzugehörigkeit entscheidet, während die Grundsumme der Gene die Zugehörigkeit des Menschen zur Art homo sapiens bestimmt. Wie K. H. Bauer sagt, ist das Gen wirklich „ein neues fundamentales Funktionselement der lebendigen Erscheinung“, und die Summe der Gene bestimmt in ihrer Gesamtheit seine Individualität, das innere Schicksal des Menschen. Doch der einzelne Mensch ist vom Standpunkt der Rasse betrachtet „weiter nichts als die vergängliche Pflanzstätte für das potentiell unvergängliche Erbgut“, das er von seinen Ahnen erhalten hat.

Nachdem ich diese Begriffe gestreift habe, kann ich wohl Volk als etwas Phänotypisches und Rasse als etwas genotypisch Bedingtes bezeichnen, und möchte die Ansichten Gobineaus schildern, wie weit sich schon im Essai Darstellungen hierüber finden.

Bereits in seinem ersten Buche Kap. II gibt er uns eine genaue Formulierung dessen, was er unter Volk und Gesellschaft versteht. Es „ist eine vom politischen Gesichtspunkte mehr oder minder vollkommene, vom sozialen aber vollständige Vereinigung von Menschen, die unter der Anleitung gleichartiger Vorstellungen und mit übereinstimmenden Naturanlagen leben“. „Ein politisches Zentrum oder mit andern Worten ein Volk hat seine Leidenschaften und seinen Geist, kurzum ein Volk als Ganzes genommen ist in zahlreichen Funktionen ein ebenso tatsächliches Wesen, als wenn man es zu einem einzigen Körper verdichtet sähe.“ (IV, 296) *) Solch ein offenbar einheitliches Volk ist aber zusammengesetzt aus den verschiedensten Rassenbestandteilen, die in ihrer Gesamtheit seinen Charakter ausmachen. Auch Gobineau erkennt diese Zusammensetzung eines Volkes deutlich an. So folgert er aus dem Vorhandensein von Sklavenbevölkerungen auf ursprüngliche Verschiedenheiten zwischen den Rassen eines Volkes. „Überall, wo sich Sklaverei findet, liegt Zweiheit oder Mehrheit der Rassen vor“ (III, 255). Ist es nun erwiesen, dass ein Volk aus verschiedenen Elementen besteht, so liegt nach Gobineaus Ansicht in dem Gleichgewicht dieser einzelnen Rassenbestandteile „die Grundursache des Standes der Sitten nnd Ideen, der entscheidende Grund für den Grad und die Form der Tätigkeit eines Volkes“ (III, 124). „Das Leben eines Volkes aber ist abhängig von der Rassenkraft“ (I, 44). Was er unter Rassenkraft versteht, formuliert er nicht genau; doch meint er damit den Wert der verschiedenen Anlagen, die die einzelnen Rassenbestandteile einem Volke für seine Daseins- und Kulturbehauptung verleihen. Wie bestimmend diese Anlagen sind für die Entwicklung des Volkes hebt er des öfteren hervor!

---

*) Die römischen Ziffern bedeuten stets Band, die arabischen Seitenzahl.

Es wird z. B. in seiner Entwicklung von dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, der Ortslage beeinflusst, aber doch ist noch längst nicht jedes Volk durch eine günstige geographische Lage z. B. befähigt, sich auf einen höheren Kulturstand zu erheben. „Ich bin der Meinung, dass nicht der Ort den Wert der Nation ausmachte . . . im Gegenteil, die Nation verlieh dem Gebiet seinen ökonomischen, moralischen und politischen Wert“ (I, 79). Die Erbanlagen sind es also, die ein Volk befähigen, eine gewisse Stufe der Kultur zu erreichen, eine Zivilisation zu erzeugen, und zwar stimmt „das Hauptmerkmal jeder Zivilisation mit dem hervorstechendsten Zuge des Geistes der herrschenden Rasse völlig überein“ (I, 130). Nach Gobineau ist Zivilisation „ein Zustand, dessen Abstufungen die Ungleichheitsverhältnisse der Rassen untereinander bezeichnen“, ein Zustand „von relativer Dauerhaftigkeit, in dem Volksmassen sich bemühen, auf friedlichem Wege die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu suchen und ihren Geist und ihre Sitten zu verfeinern“ (I, 118). Je nach der Rassenzusammensetzung eines Volkes nun entwickeln sich die Zivilisationen verschieden. Der weissen Rasse schreibt er den stärksten, fruchtbarsten Einfluss zu. „So liegt also a priori Grund zu der Vermutung vor, dass da, wo Zivilisationen bestanden haben, Infiltrationen seitens dieser alle anderen überragenden Art die amerikanischen Gruppen einigermassen belebt haben. Die Schwäche dieser Zivilisation erklärt sich aus der Unergiebigkeit der Adern, aus denen sie zutage befördert sind. Ich lege besonderes Gewicht auf diesen Gedanken“ (IV, 263). Die Zivilisationen sind durchaus wandelbar, und zwar artet eine Zivilisation in dem Masse aus, ändert sich, wandelt sich so um, wie die Rasse selbst derartigen Wirkungen unterliegt. Vermischt sich ein Volk, so ändert es sich, und diese Vermischung der Völker bringt auch die Vermischung der Zivilisationen mit sich, so dass mitunter ein „äusserst vielfältiges, höchst kunstvolles, gegen die alte Kultur weit verfeinertes Produkt entsteht,“ wie z. B. „in Hellas und Italien, wo es allerdings den Hauptübelstand hatte, dass es nur für die oberen Klassen vorhanden war und die unteren Schichten über sein Wesen, seinen Wert und seine Wege völlig in Unkenntnis liess“ (I, 123). Damit taucht der Begriff der sozialen Schichtung in einem Volke auf; jedoch von einer verschieden starken Fruchtbarkeit dieser Schichten, die heutzutage einen so ungeheuren Auslesefaktor bildet, findet sich noch nichts.

Was rechnen wir denn nun alles zu den Kulturgütern eines Volkes? Sprache und Literatur, Stand der Sitten, Ideen und Religionsbegriffe, Staatsform und und Rechtsbegriffe bestimmen in ihrer jeweiligen Entwicklung und Ausbildung die Höhe

seiner Kultur. Auch Gobineau zählt Sprache und Literatur zum Kulturbesitz eines Volkes. Die Sprache sei immer „jedem einzelnen Volke eigen und aus seiner Natur zu erklären". So sagt er von dem Latein, das zu Zeiten des semitischen Roms „sich wie ein weites Band um die Massen des Abendlandes schlang", dass eine Sprache von so wenig anspruchsvoller Persönlichkeit wundervoll zu den Trümmern all der Völker passte, die genötigt waren, zusammen zu leben und ein Verkehrsmittel zu wählen. Rom hatte also „keine wahrhaft und ausschliesslich nationale Sprache" (III, 350). Die Sprache kann auch immer einen Anhalt dafür geben, welche Rasse bei einer eventuellen Verschmelzung die Oberhand behalten hat. Es ist nicht immer nötig, dass gerade die Sieger dauernd stärker bleiben; wenn ihr innerstes Wesen, das, was ihre Konstitution ausmacht, nicht höherwertig ist als das der Besiegten, so gehen sie zweifellos auf bezw. unter in dieser Vermischung, „und die Sprache legt dann Zeugnis davon ab" (III, 195). Einen grossen Einfluss hat dabei auch das rein zahlenmässige Überwiegen einer Rasse. „Die rasemischen Rassen waren sicherlich weit dichter als die ihrer Zivilisationsbringer . . . Auch unterdrückte ihre Sprache die der Sieger und vertilgte fast alle Spuren von deren ehemaliger Mundart" (III, 143). So lässt uns die Sprache viel von dem Zustandekommen der jeweiligen Volksbeschaffenheit ahnen, zeigt oft ganz deutlich, welche Elemente zu ihrer Entstehung beigetragen (IV, 238). Andererseits wird sie auch beeinflusst durch örtliche Verhältnisse, und ihre Dauerhaftigkeit gibt absolut keine „sichere Gewähr für die Reinheit des Blutes" (III, 249).

Wie die Sprache kennzeichnend für die Kulturhöhe und die Beschaffenheit eines Volkes ist, so ist es auch die Literatur. Sie ist nach Gobineau immer der „Widerschein des Volkes, das sie hervorgebracht hat, das Ergebnis seiner Rassenverfassung" (III, 251). So betont er z. B., „wie viel kräftiger und zugleich stärker mit dem Gebrechen der Überfülle behaftet die Poesie und die Literatur überall da sind, wo das schwarzgemischte Blut sich reichlich findet" (III, 387), da er den schwarzen Rassen die Anlage zur Phantasie zuschreibt.

Sind Sprache und Literatur Faktoren, die uns den Kulturzustand eines Volkes zeigen, so drücken sich auch im Stande der Sitten und Ideen, in der Entwicklung der Religion und anderer ethischer, sittlicher und moralischer Begriffe die Anlagen eines Volkes zur Kultur und Kulturbegabung aus. Auch sie alle sind bedingt durch die Rassenzusammensetzung und den Wert dieser einzelnen Rassen. „Wie alle anderen Hauptangelegenheiten des sozialen Lebens unterliegt auch die Religion eines Volkes Kombinationen je nach dem Rassenzustande. Selbst

der Katholizismus versteht sich dazu, im einzelnen den Instinkten, den Vorstellungen, den Neigungen seiner Gläubigen Rechnung zu tragen. Eine Kirche in Westfalen sieht nicht aus wie eine Kathedrale in Peru, während vollends heidnische Religionen, als fast gänzlich aus dem Instinkte der Rassen hervorgegangen, anstatt deren Instinkte zu beherrschen, ihm ohne Vorbehalt gehorchen und sein Bild mit der peinlichsten Treue widerspiegeln. Übrigens ist keine Gefahr, dass sie einseitig dem edleren Teile des Blutes ihre Inspirationen entnehmen sollten. Da sie vor allem für die grosse Menge da sind, so müssen sie auch zur grossen Menge reden und ihr gefallen. Ist diese entartet, so macht die Religion die allgemeine Zersetzung mit und hält sich bald für verpflichtet, alle ihre Irrtümer zu sanktionieren, alle ihre Sünden widerzuspiegeln“ (III, 262). So einerseits entwickelt aus den Anlagen, dem Charakter eines Volkes wirkt die Religion andererseits wieder zurück auf dieses Volk: „Diese Geringschätzung des Lebens, dieser feste und entschlossene Glaube an die Verheissungen der Religion geben der Geschichte eines Volkes eine Konsequenz, eine Sicherheit, eine Unabhängigkeit, eine Erhabenheit, der nichts gleichkommt“ (II, 264).

Zum Schluss dieser kurzen Charakterisierung eines Volkes möchte ich noch auf die Staatsform eingehen, die Gesetze und ihre Einrichtungen. Auch Gobineau betont, dass die Regierungsformen wichtig sind und in innigem Zusammenhang mit der Wohlfahrt des sozialen Körpers stehen (I, 101). Die Staatsform müsse „dem Bedürfnis der Rassen entsprechen, die in ihrer Vereinigung den Staat bilden“ (II, 318). „Ob ein Volk in einem gegebenen Augenblick frei oder geknechtet ist, das ist eine Frage, die oft von einer Reihe sehr langwieriger geschichtlicher Kombinationen abhängt. Eine natürliche Empfänglichkeit kann es für den einen oder anderen der Zustände immer nur infolge „seiner Rassenanlagen besitzen“ (III, 214). „Die in einer Gesellschaft eingeführte Art von Ordnung ist das, was die besonderen Anlagen und den Höhengrad der Völker am besten anzeigt; es ist der klarste Spiegel, aus dem ihnen ihre Individualität zurückstrahlen kann“ (III, 138).

Auch die Gesetze und die Gesetzeseinrichtungen eines Volkes gehen aus dem Rassenzustande der Völker hervor (III, 371). Auch sie sind von den allgemeinen Instinkten und Anlagen abhängig und nur, wenn diese dieselben bleiben und nicht durch Vermischung verschoben, geändert werden, dann „ist deren Beständigkeit gesichert“ (III, 406). So ist es auch selbst den aufgeklärtesten Nationen unmöglich, „unterworfenen Völkern Gesetzeseinrichtungen zu geben, die ihrem Wesen zuwider“ wären (I, 58). Wenn jedoch Vermischung eintritt, ändern sich

alle diese Dinge, teils nach der guten teils nach der schlechten Seite, und er spricht da von entarteten Bastardvölkern, „die nichts lieben, nichts wollen, nichts können, nicht wissen, woran sie in der schwülen Musse einer sinkenden Zivilisation sich halten sollen“ (IV, 217). Doch vom diesem Begriff der Entartung möge später noch die Rede sein.

Ein Volk kann sich also aus den verschiedensten Rassen zusammensetzen. Was versteht denn nun Gobineau unter Rassen? Zunächst einmal behauptet er, dass zwischen den Rassen eine angeborene, ursprüngliche, stark ausgeprägte und bleibende Ungleichheit besteht (I, 46). Diese Ungleichheit ist angeboren und beruht z. B. nicht auf den Gesetzeseinrichtungen, sondern auf der Verschiedenheit der einzelnen Rassenanlagen. Sie ist dauernd und liegt sowohl auf körperlichem wie auf geistigem Gebiet. Die Übereinstimmung der Abkömmlinge mit den Vorfahren beschränkt sich „nicht auf die Gesichtszüge: sie besteht ebenso im Bau der Glieder und der Charakteranlage fort“ (I, 164). Er widerspricht daher auch scharf dem Satze: Alle Menschen sind Brüder (I, 47). Das können höchstens Glieder eines Mischvolks behaupten! Wenn er so die Verschiedenheit der einzelnen Rassen untereinander lehrt, so kann er sich doch kein rechtes Bild davon machen, wie diese Rassen ihrerseits wiederum zustande gekommen sind (I, 178). Er unterscheidet drei grosse Rassen: die Weissen, die Schwarzen und die Gelben. Bei allen stellt er körperliche Rassenunterschiede fest und behauptet: „dass die Unterschiede nicht einzig und allein in der äusseren Erscheinung des Gesichts und im Knochenbau des Schädels vorhanden sind“ (I, 152/3). Es sprechen auch „andere, nicht weniger wichtige Tatsachen, wie die Form des Beckens, das Verhältnis der Glieder zueinander, die Hautfarbe und die Art des Haarsystems“ mit (I, 153). „Je freier ein Volk von Vermischung ist, desto mehr haben alle seine Glieder gemeinsam die aufgezählten Ähnlichkeiten, je mehr es sich dagegen gekreuzt hat, desto mehr Unterschiede findet man in den Gesichtszügen, Wuchs, Haltung, kurz im Äusseren der Individuen“ (I, 199). Doch die geistigen Anlagen müssen natürlich hinzukommen, um uns ein vollständiges Bild einer Rasse zu geben. „Was hauptsächlich ihre Physiognomie ausmacht, sind die geistigen Anlagen, die sie besitzen und zur Entwicklung bringen“ (II, 67).

Von den geistigen Anlagen der weissen Rasse gibt er uns ein ziemlich ausführliches Bild mit viel Liebe gezeichnet und ausgeschmückt. „Gleich zu Anfang Proben von einer höchst aufgeweckten, kraftvollen Intelligenz ablegend, beherrscht sie die andern unvergleichlich viel zahlreicheren Menschenarten noch

nicht etwa kraft einer über gedemütigte Nebenbuhlerinnen gewonnenen Obergewalt, da ja noch keine bemerkenswerte Berührung stattgehabt hat, sondern bereits von der ganzen Höhe herab, um welche die zivilisatorische Befähigung über dem Nullpunkte solcher Fähigkeit steht" (II, 12). Noch viele andere Eigenschaften hebt er rühmend hervor. Er zeigt sie ausgestattet mit Entschlossenheit und Zähigkeit und gibt uns verschiedene Beispiele hierfür. „Wieder waren es die germanischen Völker, welche bei dieser Gelegenheit den Instinkt, den zähen Hang zur Erhaltung, der ihnen eigen ist, entfalteten und so ein neues Beispiel jener Konsequenz, jener Hartnäckigkeit gaben, welche ihre Brüder in Indien nicht in höherem Grade besessen haben, wiewohl sie sie anders betätigten" (IV, 174). Diese Hartnäckigkeit zeigt sich immer wieder, wo je die weisse Rasse sich vorfindet. So sagt Gobineau von den Griechen: „Die Leichtigkeit, mit der er begreift, ist erstaunlich, die Zähigkeit, mit der er seine Anschläge verfolgt, ohne Grenzen. In dieser zwiefachen Hinsicht ist er Arier" (III, 54). Andere Instinkte sind „die Vernünftigkeit und das Aufsuchen des Nützlichen" (III, 63). Was der weissen Rasse jedoch gänzlich abgeht, ist die künstlerische Schaffenskraft. „Wenn die arische Rasse von jeder Mischung mit dem Blute der schwarzen rein ist, so fehlt ihr die künstlerische Schöpferkraft" (III, 32). Auch auf dem Gebiete der Literatur war sie nicht sonderlich begabt, einzig auf dem der epischen Poesie, da allerdings in so hohem Masse, dass Gobineau es gewissermassen als ihr Privileg bezeichnet hat (II, 167). So sucht er immer und immer wieder uns die weisse Rasse als die beste und vollkommenste zu schildern, er hebt immer wieder ihre Vorzüge, ihre Kraft, ihre Stärke hervor.

Auch von den übrigen Rassen entwirft er uns ein Bild ihrer geistigen Anlagen. Den Slawen erkennt er den Gemeindesinn zu (II, 66), den Schwarzen leidenschaftliche Wildheit, wie er dies treffend in einem Beispiel schildert: „Da haben wir den Unterschied: hier die aktive, leidenschaftliche Wildheit der Natur der Schwarzen, dort die kalte, triste Grausamkeit des gelben Elementes. Der Neger zerstört, weil er in Hitze gerät, und gerät in Hitze, weil er zerstört. Der Gelbe tötet ohne Aufregung und um einem augenblicklichen Bedürfnisse seines Geistes zu entsprechen" (III, 260). Neben dieser Wildheit beim Schwarzen steht ein Mangel jeglichen Intellektes. „Bei allen Wesen muss, wenn Sympathie laut werden soll, zuvor der Intellekt begriffen haben, und hier liegt die Schwierigkeit beim Neger, dessen Geist stumpf und unfähig ist, sich über das niedrigste Niveau zu erheben, sobald er nachdenken, lernen, vergleichen, Schlüsse ziehen soll" (II, 175). Allerdings hat der Schwarze

auch wertvolle geistige Anlagen in seinem Erbgut erhalten. Das ist die Phantasie und damit Sinn für Kunst und für Entwicklungsfähigkeit des künstlerischen Genies (II, 174). Das, was dem Weissen abgeht, besitzt somit der Schwarze in hohem Grade und ist dadurch nach Gobineau der Schöpfer, Erschaffer der Künste geworden. „Damit ergibt sich uns denn der ganz unwiderlegliche Schluss, dass die Quelle, aus der die Künste entsprungen sind, den zivilisatorischen Instinkten fern liegt. Sie liegt im Blut der Schwarzen verborgen. Jene Allgewalt der Phantasie, welche wir die Urzivilisationen umfangen und durchdringen sehen, hat keine andere Ursache, als den stets wachsenden Einfluss des schwarzen Elementes" (II, 173).

Die dritte grosse Rasse, die Gobineau kennt, ist die gelbe. Sie ist ausgestattet mit viel Zähigkeit (III, 293) und Konsequenz, mit einem Sinn, der ganz dem Nützlichen zugewandt ist (II, 336), und wie oben bereits erwähnt, schildert er sie kalt und grausam (III, 260).

So habe ich versucht, ein Bild davon zu entwerfen, wie Gobineau die einzelnen Rassen betrachtet, wie er ihre Anlagen hervorhebt und gegeneinander abwertet und dadurch zu dem Schlusse kommt, einer Rasse den Vorrang gegenüber allen andern einzuräumen. Denn unbestreitbar stellt er die weisse Rasse „hoch über alle andern" (IV, 291, 69, I, 203). „Ich zögere nicht, der weissen Rasse im Punkte der Schönheit die Überlegenheit über alle anderen zuzuerkennen, die unter sich wieder in dem Masse sich unterscheiden, als sie sich dem ihnen dargebotenen Muster nähern oder sich von ihm entfernen; es ist also eine Ungleichheit an Schönheit unter den Menschengruppen vorhanden, eine vernunftmässig zu erklärende, dauernde, unaustilgbare Ungleichheit" (I. 203). Aber nicht nur die Art der Anlagen allein bedingt den Vorrang einer Rasse, er „beruht nicht nur auf einer aussergewöhnlichen und beständigen Entwicklung der sittlichen Eigenschaften", sondern auf „einem grösseren Vorrat an Anlagen, von denen diese Eigenschaften herrühren" (IV, 66).

Eine Rasse ist also primär irgendwie etwas Gegebenes, Fertiges, durch ihre Erbanlagen genau Bestimmtes. Gobineau erwähnt (II, 354), dass Kurz dies einmal ausdrückt mit den Worten: „China und Indien sind die beiden Säulen, die beiden grossen, lebenden Beweise für die Wahrheit, dass die Rassen sich an sich nur in den Einzelheiten ändern, dass sie nicht für eine Umbildung veranlagt sind und sich nie von dem besonderen Wege entfernen, der einer jeden offen liegt, sollte auch die Reise dauern, solange wie die Welt." Es ist also die Gleichheit der Anlagen einer Rasse, der Rassengene, die Gobineau immer wieder betont:

„Überall Einheit in der Abstammung, Verschiedenheit in allen Dingen und eine so tief begründete Urverschiedenheit, dass sie sich nur durch die Kreuzungen verlieren kann, und auch dann kommt es nicht wieder zu einer wirklichen Übereinstimmung im Charakter der Typen. Hingegen bleiben, solange die Reinheit der Rasse sich erhält, die eigenartigen Züge dauernd bestehen und erzeugen sich von Geschlecht zu Geschlecht wieder, ohne merkliche Abweichungen darzubieten" (I, 158).

Voraussetzungen der Rassenentwicklung. Doch die Rasse ist durchaus nicht etwas Starres, Unwandelbares, sondern im Gegenteil manchen Einflüssen zugänglich und unterworfen und daher in ihrer äusseren und inneren Gestalt wechselnd, entwicklungsfähig. Zu einer solchen Rassenentwicklung sind aber mehrere Voraussetzungen nötig. Da ist zunächst der erste grosse, unbedingt notwendige Faktor dafür, den auch Darwin schon betont hat, eine überschüssige Fruchtbarkeit.

Überschüssige Fruchtbarkeit. Im allgemeinen ist die Fruchtbarkeit im geraden Verhältnis zum Umfange der Vernichtung abgestuft. Wenn aber in einem Volke, einer Rasse, gute Anlagen vorhanden sind, so müssen eben die Träger dieser Anlagen eine grössere Fruchtbarkeit aufweisen als die Träger minderwertiger, wenn der Durchschnitt der Rasse sich höher entwickeln soll, eine mindestens ebenso grosse, wenn er überhaupt erhalten bleiben soll. Dass eine solche überschüssige Fruchtbarkeit beim Menschen möglich ist, ist ja ohne weiteres klar, da ja stets ein Vielfaches an Nachkommen gegenüber den Eltern hervorgebracht werden kann.

Auch Gobineau hat bereits erkannt, dass eine grosse Fruchtbarkeit eine Rolle in der Entwicklung einer Rasse spielt. Er spricht z. B. von einem Volk, „das an Zahl wachsen will, um an Macht zuzunehmen" (I, 228) und sagt, „dass die schwachen Leistungen von Fruchtbarkeit, die ihnen durch Adern mit besserem Blute zugingen, zu wenig beträchtlich waren, um lange vorhalten zu können" (II, 140). Ebenso ist die Verbreitung der Rasse von einer starken Vermehrung abhängig, und so begründet er auch die weite Ausbreitung der Schwarzen damit. „So ausserordentlich die Tatsache erscheinen mag; so gross war dennoch in allen Zeiten die Fruchtbarkeit dieser ungeheuren Klasse des Menschengeschlechtes" (II, 2). Dann beruht andererseits das Verschwinden einer herrschenden Rasse auf der grossen Fruchtbarkeit der Besiegten (I, 41). Als er z. B. von dem Untergehen der ehemaligen weissen Hamiten spricht, betont er, dass ihre mulattische Nachkommenschaft allmählich ein über und über schwarzes Volk wurde. „So wollte es die Überzahl

der zeugungskräftigen Zweige ihres Stammbaumes“ (II, 17). Hier führt also die grössere Fruchtbarkeit der minderwertigen Erbanlagenträger zu einer Verschlechterung der ehemaligen Rasse.

Wenn sie auch nicht gleich zum Untergang und Verschwinden führt, so übt sie irgendeine Wirkung nach Gobineau immer aus, sagt er doch z. B.: „Indessen ist das semitische Blut besonders an gewissen Punkten in solcher Fülle vorhanden, dass man diesem eine hervorragende Wirkung nicht absprechen kann“ (III, 60). Oder an anderer Stelle: „Die Normannen haben den Charakter ihrer Untertanen nicht umgewandelt, sie waren zu wenig zahlreich, um ein derartiges Ergebnis zu erreichen Sie haben sich in den volkreichen Massen verloren, die um sie her nur immer noch zunahmen und über die der entkräftende Einfluss des finnischen Blutes infolge der tartarischen Einfälle des Mittelalters ohne Unterlass und ohne Maassen immer noch mehr hereinbrach“ (IV, 180). Jedoch sind nur mit einer grossen Fruchtbarkeit noch nicht die Bedingungen erfüllt, die zu einer Höherentwicklung einer Rasse nötig sind. Neben ihr ist noch ein anderer Faktor wichtig. Das sind: grosse Zeiträume. Denn in der Entwicklung der Arten und Rassen sind 100 und 1000 Jahre kein Zeitraum, in dem durchgreifende Änderungen hätten Platz finden können, es bedarf da eben sehr grosser Zeiträume, um überhaupt Veränderungen wahrnehmen zu können.

Auch Gobineau hat die Notwendigkeit dieser grossen Zeiträume erkannt, wenn er z. B. das Sinken der einzelnen Rassen und damit der ethischen und moralischen Anschauungen und Empfindungen schildert und hervorhebt, „dass der Beginn des Standes der Dinge in eine ausserordentlich ferne Zeit zurückfällt“ (IV, 250), oder wenn er von dem Streben der germanischen Könige zur Römerzeit spricht, die es als höchstes Ideal betrachteten, vollkommen römischer Beamter zu werden, wofür sie natürlich ihren ganzen germanischen Charakter aufgeben mussten. „Die Zeit allein vermochte hierfür etwas, indem sie ein solches Ergebnis durch die Rassenmischungen herbeiführte“ (IV, 161).

Variabilität. Ist nun die Bedingung der grossen Fruchtbarkeit einer Rasse erfüllt, erstrecken sich die Vorgänge auf eine genügend lange Zeit, so fehlt, um eine Rassenentwicklung herbeizuführen nur noch die letzte Voraussetzung. Das ist die der Variabilität, Variabilität der Rassen und Individuen im ganzen und in allen Merkmalen und Eigenschaften. Sie ist die Grundvoraussetzung der Rassenentwicklung und besteht in der Veränderlichkeit der Erbsubstanz. Diese Variabilität kann auf verschiedenen Ursachen beruhen.

Zunächst einmal kann sie hervorgerufen sein durch blosse Umweltwirkungen, durch Kultur oder Milieu, also äussere Bedingungen; wir sprechen dann von **Modifikationen.** Doch berühren diese Veränderungen nur das Erscheinungsbild des Menschen, seinen Phänotypus, das Ergebnis der erbbildlichen Anlagen, der Ausgangszelle und der Umwelt. Aber dieser Phänotypus wird niemals als solcher vererbt, sondern eben nur der Erbanlagenbestand, der ihn bedingt, der aber in keiner Weise durch solche äusseren Einwirkungen verändert wird. Sie sind also „nicht gleichwertig mit Erbvariationen zu betrachten und müssen darum auch anders bezeichnet werden.“ (Schallmayer.) Wohl ist die Umwelt, das kulturelle Milieu eines Volkes ungeheuer wichtig für die Entfaltung der Erbanlagen, jedoch eine durchgreifende Änderung kann durch sie nicht erreicht werden, und noch wichtiger sind die Erbanlagen selbst, denn ohne sie kann auch im besten Milieu nichts erreicht werden.

Auch Hermann Lundborg steht der Milieuwirkung ziemlich skeptisch gegenüber und legt ihr nicht allzuviel Wert bei. „Das Milieu schafft jedoch nichts Neues, es modifiziert nur die ererbten Anlagen in guter oder schlechter Richtung. Ein Volk entartet nicht selten trotz des günstigsten Milieus.“

Gobineau steht in diesem Falle ganz auf dem gleichen Standpunkt, so kann er sich z. B. die Abweichungen der Rassen vom Urtypus nicht durch äussere Einflüsse entstanden denken (I, 160). Er tritt der „Behauptung eines unumschränkten Einflusses der Umgebung“ ziemlich scharf entgegen. Er ist der Überzeugung, „dass das erste beste Volk in die günstigste geographische Lage versetzt, dadurch noch nicht die Bestimmung erhält, sich auf einen höheren Kulturstand zu erheben“ (I, 72).

Zur Umwelt muss nach seiner Meinung noch eine besondere Anlage kommen. Der soziale Wert z. B. ist gänzlich unabhängig von den umgebenden äusseren Umständen, wie er es für die Armenier darlegt, die in Gebirgsgegenden lebten, die ohne besondere Fruchtbarkeit und ohne Verbindung mit dem Meere waren. „Und trotzdem haben diese Völker es zu einer ziemlich hohen Kultur gebracht“ (I, 76). Wenn er auch den unbedingten, verändernden Einfluss der Umwelt leugnet, so gibt er dennoch die Wichtigkeit einzelner Faktoren zu, z. B. die der Lage (I, 79). Er sagt, dass die örtlichen Verhältnisse „die mehr oder minder grosse Intensität gewisser Abstufungen der Hautfarbe, den Hang zur Fettleibigkeit, die relative Entwicklung der Brustmuskeln“ und anderes zum mindesten begünstigen können. Aber er betont immer wieder (I, 162), dass es, wenn man die Veränderungen beurteilt, welche die Ursachen im Bau

der Individuen herbeiführen, nicht glaubhaft erscheine, dass diese Einflüsse jemals grosse Einwirkung ausgeübt hätten.

Sind die Modifikationen nur Änderungen des Erscheinungsbildes, so handelt es sich bei den **Mutationen**, die ebenfalls eine Variabilität hervorrufen, um ganz etwas anderes. Es sind dies spontane Änderungen in der Erbsubstanz durch irgendwelche Einwirkungen, ohne dass aber (vgl. Schallmayer) der individuelle Organismus irgendwie abhängig davon verändert wird. Es handelt sich um einen Erbumschlag eines Erbfaktors, der natürlich am schnellsten erkennbar sein wird, wenn es sich um krankhafte Mutationen handelt. Selbstverständlich sind dies Begriffe, die erst entstehen konnten, nachdem man über die Gene und ihre Eigenschaften ziemlich genau Bescheid wusste, über ihren Sitz und ihre Vererbung, und es ist ja ausgeschlossen, dass ein Mann wie Gobineau in einem Zeitalter, in dem die Vererbung und alles, was damit zusammenhängt, noch gänzlich unerforscht war, mit solchen Begriffen arbeiten konnte, aber dennoch kann man behaupten, dass er einen Vorgang, wie den der Mutation wohl unbewusst geahnt hat, sagt er doch, dass „jene zufälligen Abweichungen, die zuweilen bei gewissen Individuen vorkommen, wenn sie sich forterhielten, unbestreitbar Varietäten schaffen würden“ (I, 184). Er hat hier unbewusst einen Erbumschlag aus inneren Gründen festgestellt. Nur fügt er gleich darauf als Einschränkung hinzu, dass „die Einzelwesen, welche von der Gattung im allgemeinen so verschieden sind,“ sich für gewöhnlich nicht fortpflanzen, ein durchaus auch heute noch zu Recht bestehender Einwurf. Tatsächlich handelt es sich meist bei Mutationen um Auftreten irgendwelcher Anomalien, und wohl fast immer werden sich die Individuen, die Träger solcher Anomalien sind, weniger leicht fortpflanzen als die durchschnittlichen normalen Artgenossen.

Doch neben Mutationen und Modifikationen ist es noch ein anderer Vorgang, der die Variabilität bedingt: die **Mixovariation**, und zwar ist dies ihre häufigste Ursache. Unter Mixovariation versteht man das Variieren der Nachkommen infolge Vermischung von qualitativ verschiedenen Erbanlagen einzelner Rassen. Es ist also eine Mischänderung, während es sich bei der Modifikation um eine Abänderung und bei der Mutation um eine Erbänderung handelte.

Dies Gebiet hat Gobineau am stärksten beschäftigt. Immer wieder betont er die Wichtigkeit dieser Vermischung unter den einzelnen Rassen mit all ihren Folgeerscheinungen, während ihm doch die anderen Punkte, die wir bisher erörterten, unbewusst weit weniger wichtig erschienen. Über Mischung, Mischung überall und immerdar, das ist der ewige Klang, der

uns immer wieder entgegentönt aus seinem ganzen Werke, auf dem es eigentlich im grossen und ganzen überhaupt aufgebaut ist.

Wenn er auch zunächst festlegt, dass eine reine Rasse natürlichen Widerwillen gegen die Kreuzung empfindet (I, 35, 37, 38), so bleibt es doch nicht aus, dass die einzelnen Rassen sich berühren und vermischen und durch diese andauernde Vermischung auch nach und nach den Widerwillen dagegen verlieren (IV, 3, 249). Dadurch kommt es zur Bildung von Mischrassen, Sekundär-, Tertiär- und Quarternärrassen, wie er sie nennt. „Kurz, die beiden Familien, die weisse und die schwarze und in etwa selbst die gelbe Rasse, verbanden sich in Kanaan auf tausend verschiedene Arten, erneuerten sich dort unablässig und waren beständig in Fülle vertreten, so dass sie daselbst bislang unbekannte Varietäten und Typen bildeten" (II, 66).

Durch diese Vermischungen werden allerdings die Hauptzüge der einzelnen Rassen verwischt, „nichts kann die Menschenrassen aus ihrer Individualität, in die sie eingeschlossen sind, herausbringen als die Mischung" (I, 167). Im Laufe der Zeit kann nun diese Vermischung so weit gedeihen, dass sie zu einer Verschmelzung wird. „Die vollständige Vererbung des Typus auf die verschiedenen Individuen deutet daher nicht auf die Reinheit der Rasse, sondern nur darauf, dass die mehr oder minder zahlreichen Elemente, aus denen diese zusammengesetzt ist, dahin gelangt sind, sich vollkommen untereinander zu verschmelzen, so dass deren Verbindung schliesslich homogen geworden ist, und jedes Individuum dieser Gattung, da es kein anderes Blut in seinen Adern hat als sein Nachbar, sich auch körperlich von ihm unterscheiden kann" (I, 197).

Die Hauptzüge der ehemaligen Rassen sind also verloren gegangen, aber für die neue Rasse haben sich typische Anlagen und Eigenschaften herausgebildet, die wiederum deren Genotypus ausmachen. „Es entsteht also vermittels Ausgleichung eine Art gebildeter Reinheit, ein künstlicher Typus dieser Rasse, und alle Neugeborenen bringen deren Gepräge mit" (I, 198). Ja, diese Verschmelzung veranlasst sogar „die Schaffung neuer Kennzeichen, welche alsdann die wichtigste Seite werden, von der aus man eine Unterart ins Auge fassen kann" (I, 198). Eine solche Verschmelzung findet am leichtesten auf möglichst geringem Raume statt (IV, 120).

Dass diese Rassenmischung oft in auflösendem, zur Entartung führendem Sinne wirkt, zeigt er z. B. an den Staaten Galliens, die „beständig Zuströme von neuem Blut erhielten, ehe sie Zeit gehabt hatten, die alten zu verquicken" (IV, 120), und

die so schliesslich zur Auflösung gebracht wurden. (Übrigens kommt hier wieder einmal der Begriff der unbedingt zur Rassenentwicklung notwendigen grossen Zeiträume zum Ausdruck.)

Umgekehrt brachte aber die Vermischung zuweilen auch eine Aufbesserung der Rasse mit sich, wie wir es bei den Etruskern sehen (III, 308). Doch auf die Folgewirkungen der Mixovariation möchte ich später noch näher eingehen.

Wirkungsfaktoren der Rassenentwicklung. Wenn nun diese Bedingungen: überschüssige Fruchtbarkeit, lange Zeiträume und Variabilität vorausgesetzt werden müssen, um eine Rassenentwicklung überhaupt zu ermöglichen, so müssen noch einige Faktoren hinzukommen, die sie dann wirklich auslösen.

Der seltenste Faktor ist die **Mutation.** Es ist erwiesen, dass Mutationen nicht nur bei Tieren und Pflanzen vorkommen, sondern dass sie auch bei Menschen gefunden werden. Die meisten Mutationen sind wenig ins Auge fallend, diejenigen, die auffällig sind, werden nach Schallmayer als Sprungmutationen bezeichnet. Die Mutationen können progressiv sein (daher auch die Stammesentwicklung der Organismen!). Sie sind aber auch regressiv, tragen pathologischen Charakter und werden dann als Verlustmutationen bezeichnet.

Die Mutationen verbürgen also durchaus keine Höherentwicklung der Rasse, da sie ja nicht nur nach der guten, sondern auch nach der schlechten Seite wirken. Wir können die Mutationen nicht willkürlich erzeugen, da man wohl weiss, dass sie bestehen, aber wie sie zustande kommen, wodurch sie ausgelöst werden, das liegt für uns bisher noch in tiefes Dunkel gehüllt. Wir wissen nicht, wie wir eventuell die progressiven fördern oder hervorrufen können, wie wir andererseits die pathologischen verhindern sollen, um eine Aufwärtsentwicklung der Erbanlagen eines Volkes zu erreichen.

In diesem Sinne ist natürlich nichts in dem Gobineauschen Rassenwerke zu finden, da zu einer solchen Erkenntnis eine Reihe von Tatsachen der Vererbungsbiologie vorausgesetzt werden muss, Tatsachen, von denen Gobineau einfach gar nichts ahnen konnte!

Sind die Mutationen also relativ selten und tragen sie verhältnismässig wenig zu einer Rassenentwicklung bei, so ist als ausserordentlich wichtiger Faktor unbedingt die **Vererbung** anzusprechen. Die Vererbung, durch die das Gesamterbgut des Einzelnen wieder weitergegeben wird, wie er es einstmals erhielt von Ahnen und Urahnen. Wie die Anlagen des Einzelnen fort und fort bestehen in seinen Kindern und Enkeln, so wird auch das Erbgut der Rasse, des Volkes fort und fort in der Ent-

wicklung weitergetragen. Genau wie beim Menschen aus Ei und Samenzelle ein neues Individuum entsteht, das die Anlagen beider Eltern mehr oder weniger in sich vereinigt, so entsteht aus der Kreuzung zweier Rassen ein neues Produkt: eine neue Rasse, eine Mischrasse. Sie erhält von beiden Ausgangsrassen bestimmte Anlagen, ist somit ein Zeugungsprodukt beider und unterliegt damit denselben Vererbungsgesetzen wie das Einzelindividuum.

Da sich die einzelnen Rassen und Unterrassen auch durch mendelnde Gene unterscheiden, die sich unabhängig voneinander auf die Nachkommen verteilen, (wie E. Fischer-Freiburg an dem Naturexperiment bei dem Rehobother Bastardvolk zeigen konnte), so treten natürlich bei einer Kreuzung nach den Gesetzen der Vererbung immer neue andersgeartete Völker auf, da es sich nicht nur um Vererbung von körperlichen, sondern auch von geistigen Anlagen, wie die zur Kulturbegabung handelt. Es spielt darum gerade die Rassenkreuzung eine wichtige Rolle in dem Mischcharakter der modernen Völker. Wenn wir also bei einer Rassenbetrachtung von Vererbung sprechen, so werden wir dabei weniger an Vererbung bei reinen Rassen denken als bei Mischrassen. Wir beleuchten also die Frage der Vererbung im Sinne der Mixovariation und ihrer Folgeerscheinungen.

Wie ich oben betont habe, ist dies das Hauptgebiet Gobineaus, der immer wieder hervorhebt, dass die Ungleichheit der Menschenrassen vor allem hervorgerufen ist durch Rassenmischung.

Haben bei einer solchen Kreuzung beide Ursprungsrassen dieselben Eigenschaften, so werden sie selbstverständlich in gleicher Weise weiter vererbt, haben sie verschiedene, so können die Anlagen der einen oder anderen Rasse überwiegen, je nachdem, welche lebenskräftiger, dominanter ist; oder aber schliesslich bilden sich ganz neue Eigenschaften heraus, und dies ist dann wohl zu erklären aus dem bisher latenten Vorhandensein eines Merkmals, das nun durch die Mischung in Erscheinung trat.

Ähnliche Gedanken finden wir auch bei Gobineau ausgesprochen. Er berichtet uns z. B. von der Mischung zwischen Schwarzen und Gelben, den Malayen. „Wenn die Wangen vorspringend bleiben, so ist dieser Zug eben den beiden erzeugenden Rassen gemeinsam“ (II, 301). Andererseits schildert er, wie aus der Mischung besondere Eigenschaften, die den einzelnen Rassen unbekannt waren, erwuchsen (I, 39), und wie das römische Volk „als eine vollständige Verschmelzung mit den Griechen, den Afrikanern und den Orientalen seine ursprüngliche Natur umwandelte, einen ganz neuen Charakter erhielt“ (I, 115).

Ist allmählich aus der Vermischung der Rassen eine Verschmelzung geworden, so legt die körperliche und geistige Beschaffenheit der neuen Rasse beredtes Zeugnis von der Änderung bezw. Vererbung der einzelnen Merkmale infolge dieser Mixovariation ab. „Wenn zwischen den Gelben und Weissen eine Mischung stattfindet, so entwickelt letzterer seinen Einfluss vornehmlich in den neuen Massverhältnissen, die er den Gliedern verleiht, auf das Gesicht wirkt er nur in mässigem Grade ein und mildert nur die finnische Art" (IV, 242). Es entsteht im Laufe der Zeit dann „jene allgemeine Ähnlichkeit der Züge, die Mitgift wenn nicht der reinen, so doch wenigstens derjenigen Rassen, deren Elemente seit hinreichend langer Zeit verschmolzen sind, um gleichartig haben werden zu können" (III, 249).

Es ändert sich aber nicht nur die körperliche Beschaffenheit, nein, das ganze Wesen, die Begriffe, Instinkte, die Denkweise der Rasse ändert sich infolge Vermischung. „Je reiner eine Rasse sich erhält, umsoweniger wird ihre soziale Grundlage angegriffen, weil die Denkweise der Rasse die nämliche bleibt . . . Mit den Vermischungen kommen die Wandlungen in den Begriffen des Volkes, mit diesen Wandlungen ein Unbehagen, das entsprechende Veränderungen am Gebäude verlangt. Zuweilen bringen diese Veränderungen wirkliche Fortschritte mit sich und zumal im Anfang der Gesellschaften, wo das Grundprinzip gemeiniglich unumschränkt und rücksichtslos herrscht zufolge des zu überwiegenden Einflusses einer einzigen Rasse" (I, 117). „Die Folgewirkungen aller dieser Wirkungen verschieben das Gleichgewicht der Rasse" (III, 77).

Auch die Ansichten über Politik, Staatsform, Gesetzeseinrichtungen werden andere (II, 69). „Die im Reiche wirksame Arbeit der germanischen Elemente ging so . . . . auf die Verbesserung der Lage der niederen Klassen und auf die Hebung des inneren Wertes des Römertums aus. Es war dies die Folge der Rassenmischung, welche das Blut der Sieger bis tief in die Massen hinein in Umlauf brachte" (IV, 169).

Also Mischung verwischt alle Begriffe, ändert z. B. auch in einem Volke die Verfassung, wenn die einzelnen Glieder dieses Volkes sich wahllos mischen (II, 248). Und auch die Gesetzeseinrichtungen ändern sich, sobald Mischung der Rassen eintritt und damit Änderung ihres innersten Wesens und seiner Ausstrahlungen, denn unbedingt sind alle diese Dinge wie Staatsform, Gesetzeseinrichtungen und Rechtsprechung nur Ausflüsse ihrer inneren Konstitution, ihrer inneren Bedingtheit.

„Die eingeführten Gesetzeseinrichtungen werden sich am Ende dauernd in diesem Lande befestigen, und der Tag ihres Sieges wird mit notwendiger Gleichzeitigkeit den völligen Unter-

gang der Eingeborenen schauen“ (I, 61). Aber erst dann, wenn einheitliche Anschauungen vorhanden, wenn vollkommene Verschmelzung da ist, dann erst werden sie wiederum eine feste Form annehmen.

Dass eine Verschmelzung nicht abrupt vor sich geht, sondern lange Zeit gebraucht, bis sie vollständig geworden ist und bis dahin immer nur langsam, allmählich vorschreitet und ihre Ergebnisse und Folgen zeitigt, haben wir schon einmal hervorgehoben (IV, 299).

Die Vermischung kann nun in ihrer Auswirkung günstige sowohl wie ungünstige Entwicklungen bedingen. Die günstigen Veränderungen schreibt Gobineau meist dem weissen Element zu. So wird auch die Entwicklung der gelben Rasse infolge ihrer Vermischung mit der weissen Rasse überaus günstig. Die Weissen „vereinigten sich mit der Zeit mit mehreren, ja mit der Mehrzahl der gelben Stämme, verliehen ihnen eine Lebendigkeit, Intelligenz und Leibeskraft, einen Grad von sozialen Anlagen, der ihrem angeborenen Wesen völlig fremd war und setzten sie dadurch in den Stand, die Überfülle ihrer Rassenbestände selbst gegen ziemlich starke Gegenwehr ins Unendliche fort über die umliegenden Lande zu ergiessen“ (IV, 311). Aber nicht nur das weisse, sondern auch das schwarze Element bringt nach Gobineaus Behauptung einen günstigen Faktor für die Höherentwicklung mit; das ist die Anlage zur Phantasie (II, 222), die einen unendlichen Einfluss auf die Entwicklung der Poesie ausübt. „Wir werden sehen, dass die epische Poesie das Privileg der arischen Familie ist, und wiederum hat sie all ihr Feuer, all ihren Glanz nur bei den Völkern dieses Zweiges, die von der Mischung mit den Schwarzen berührt worden sind“ (II, 167).

Dass infolge der Mixovariation günstige Veränderungen, ein Ausgleichen der Fehler beider Ursprungsrassen auftreten können, zeigt er an den Malayen (III, 301). Instinktiv werden diese günstigen Folgewirkungen oftmals geahnt, und es ist interessant, wie er von den Zwergen berichtet: „Es ist eine den Bauern Schottlands, der Bretagne und der deutschen Lande gemeinsame Ansicht, dass die Zwerge vor allem Kinder zu entwenden und ihre eigenen Säuglinge an ihrer Statt zu hinterlassen trachten . . . Ihre Absicht ist, ihrer Nachkommenschaft den Vorteil des Lebens unter den Menschen zu verschaffen, und was das geraubte Kind betrifft, so sind die Sagen überall darüber einig, was sie mit diesem vorhaben: sie wollen es einem der Ihrigen verheiraten, in der bestimmten Absicht, ihre Rasse aufzubessern“ (III, 159).

Meist wird die Mischung nur für die biologisch minderwertige Rasse von Bedeutung sein, für diese allerdings unbedingt, da sie ja durch die guten Anlagen der Gegenseite — die ihren Mischlingen ebenso vererbt werden wie ihre eigenen weniger günstigen — entschieden in ihrem Wesen gehoben wird (III, 33). Sonst zeigt aber vieles in der Entwicklung einer Rasse, eines Volkes, wie gerade durch die Mischung ein Sinken eintritt auf ethischem, religiösem, sozialem Gebiet. Ein Sinken der Moral, des sittlichen Gefühls, ein Sinken selbst bei einer Rasse wie der weissen durch Mischung mit den Schwarzen hinab zum Götzendienst und Aberglauben (II, 149).

Wie durchgreifend dieser Einfluss der Kreuzung sein kann, hören wir ein anderes Mal: „Aber neben so vieler Pracht, die sich mit der künstlerischen Tätigkeit verband und sie begünstigte, offenbarten schreckliche Zeichen, hässliche Wunden die entwürdigenden Krankheiten, welche das Eindringen des schwarzen Blutes hatte entstehen lassen und auf furchtbare Weise entwickelte."

Dieses Sinken kann immer tiefer werden; immer tiefer hinab steigen die Rassen durch die fortwährenden Mischungen, bis sie eines Tages soweit gesunken sind, dass wir sie in einem Zustande sehen, den wir nur mit Entartung bezeichen können.

Was verstehen wir nun aber unter Entartung? Um diese ganz erfassen zu können, müssen wir zunächst noch auf einige Begriffe eingehen, die wir bisher noch nicht berührt haben. Es sind dies die des Kampfes ums Dasein, der Auslese und Gegenauslese. „Sie verhalten sich zueinander wie Ursache und Wirkung." (K. H. Bauer.)

Kampf ums Dasein. Da in der Natur immer eine Überproduktion von Organismen erfolgt, der Lebensraum für alle Lebewesen aber notwendig begrenzt ist, so muss sich ein Kampf entspinnen: ein Kampf ums Dasein, einmal zwischen den Individuen einer Art, dann aber auch zwischen denen verschiedener Arten oder zwischen ihnen und den äusseren Lebensbedingungen. (Darwin.) Dabei werden zweifellos die schlecht konstituierten Individuen ausgemerzt, ausgelesen werden und damit nicht mehr zur Fortpflanzung kommen, damit auch nicht zur Verschlechterung der Art beitragen können.

Der Kampf ums Dasein bezeichnet also die Tatsache der „Lebenskonkurrenz der Organismen" (Lenz) und ist ein Sammelbegriff für eine Reihe von Faktoren, die sich nicht nur auf den Kampf um Nahrung, den Kampf gegen Naturgewalten und -Ereignisse wie Hitze, Kälte, Sturmfluten, Überschwemmungen, Trockenheiten und Dürre, den Kampf gegen Organismen anderer Art, z. B. Bakterien und der sich daraus ableitenden Seuchenbekämpfung erstrecken, sondern wie

Bauer einmal sagt: „Der biologische Kampf ums Dasein im Sinne des Ringens um die Erhaltung des nackten Lebens“ ist „dank Zivilisation und Humanität so gut wie aufgehoben“ und „die Daseinskonkurrenz des Kulturmenschen ganz auf das Gebiet des Kampfes um die soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung verschoben.

Auslese. Aus diesem Kampfe folgert also ohne weiteres die Auslese. Es ist also die Auslese der Wirkungseffekt dieses Kampfes und besteht, um einen heute vielgebrauchten Ausdruck zu wählen, in dem „Überleben des Passendsten“. Die Auslese kann verschiedene Formen annehmen. Es kann sich um eine Lebensauslese handeln, die die schlecht konstituierten Individuen bald nach ihrem Eintritt in das Leben ausmerzt. Sie kann aber auch als Fruchtbarkeitsauslese auftreten, dann werden diese Individuen nur von der Fortpflanzung ausgeschaltet. Den letzteren Vorgang nennen wir auch selektive Elimination.

In beiden Fällen wird die Auslese rassefördernd sein. Die Lebensauslese fällt wenig ins Gewicht, weil es ziemlich belanglos ist, ob das relativ minderwertige Individuum am Leben bleibt, wenn es nur nicht zur Fortpflanzung gelangt und seine schlechten Anlagen weitervererbt. Man kann daher wohl den Schluss ziehen, dass alle biologische Auslese Fruchtbarkeitsauslese ist, wie dies Lenz, K. H. Bauer, Siemens u. a. behaupten.

Gegenauslese. Ebenso ist auch die Gegenauslese Fruchtbarkeitsauslese. Wir verstehen unter Gegenauslese oder Kontraselektion den Zustand, in dem sich die erblich unterdurchschnittlich Veranlagten, die Untüchtigeren eines Volkes in höherem Masse vermehren als die Tüchtigeren.

Faktoren der Gegenauslese sind z. B. der Krieg, der rein quantitativ ein Volk um viele und oft gerade die Besten seiner Erbanlagenträger beraubt. Die soziale Kultur mit ihren Folgewirkungen wie Coelibat, Spätheirat, Kinderlosigkeit etc. „Wie die Kultur für den Menschen hinsichtlich der Existenz, der Daseinsformen des Einzelnen, der Entfaltung seiner Anlagen das wichtigste Ereignis der Menschheitsgeschichte neben der biologischen Menschwerdung“ (Bauer) darstellte, so hat sie aber, wie wir sahen, mit der Änderung — und zwar Milderung — des Kampfes ums Dasein eine Änderung der Auslese bewirkt, eine Hemmung der Ausmerze der Schlechtkonstituierten. Am schädlichsten ist sie dadurch geworden, dass sie einer Aufwärtsentwicklung entgegenarbeitet, indem sie die Vermehrung der Tüchtigen durch alle jene Faktoren, die ich oben nur kurz andeutete, direkt im Keime erstickt.

Man könnte auf alle diese Dinge noch viel mehr eingehen. Ich will mich aber damit begnügen, sie hier im Prinzip berührt zu haben, da wir in dem Gobineauschen Rassenwerke nur wenige ähnliche Gedanken ausgesprochen finden. Die ungeheure Wichtigkeit der Kultur erkennt Gobineau klar. Er hat auch immer wieder betont, wie sie bedingt ist durch die Veranlagung des Volkes, wie sie sich entwickelt und verfeinert. Aber er hat auch, wie oben erwähnt (s. S. 11), bereits festgestellt, dass sie nicht immer in gleicher Weise für alle Glieder des Volkes vorhanden ist, dass also eine soziale Schichtung besteht. Von einer verschieden starken Fruchtbarkeit dieser Schichten finden wir nichts. Wie auch die in der Gesellschaft herrschenden Sitten dazu beitragen, allerdings neben anderen Faktoren wie Hungersnot oder Übermass an Bevölkerung, dass in einem Volke ein Teil ausgelesen wird, und zwar in dem Sinne, dass er ganz ausscheidet und nicht etwa nur von der Fortpflanzung ausgeschlossen ist, zeigt er an den italischen Rassen. „Ein Stamm weihte irgend einem Gotte einen Teil seiner Jugend, gab diesem Waffen in die Hand und sandte ihn aus, um sich auf Kosten der Nachbarn ein neues Vaterland zu gewinnen. Dem Schutzgott fiel die Sorge zu, ihm zu helfen“ (III, 299).

Im Gegensatz hierzu erkennt er den Krieg, den Kampf, ganz deutlich als Auslesefaktor. Einen Kampf der Individuen gegen Aussenfaktoren, Naturgewalten schildert Bd. IV, 268: „Um dieselbe Zeit vollzieht sich eine bedeutende Veränderung im Bestande der Bevölkerung von Grönland und Island. Das Eis gewinnt mehr Boden und macht das Klima allzu rauh und das Erdreich zu unfruchtbar. Die Bevölkerung nimmt mit reissender Schnelligkeit ab und das in dem Maasse, dass Grönland sich plötzlich gänzlich verlassen zeigt, ohne dass man sagen könnte, was aus seinen Bewohnern geworden ist.“ Neben dem Klima nennt er dann die grossen Sturmfluten, die einen Kampf ums Dasein hervorriefen. So hat „das Menschengeschlecht, um die grossen Naturkrisen zu überstehen, sich auf Gipfeln sammeln müssen, wo die Wellen der grossen Fluten es nicht zu erreichen vermochten“ (I, 189).

Neben ähnlichen Gedanken der Auslese finden wir weit häufiger solche über Gegenauslese, vor allem über den in der Behauptung der einzelnen Völker so wichtigen Faktor: den Krieg. Oft kehrt der Gedanke über den Kampf zwischen Individuen verschiedener Arten oder vielmehr verschiedener Rassen untereinander und den Ausgang dieses Kampfes wieder, der in dem Sieg der höherwertigen besteht. „Lange Zeit gehindert, ihrem durch die Finnen des Nordens, durch ihre eigenen Spaltungen und durch die Gegnerschaft ihrer begünstigteren Verwandten unsicher

gemachten Dasein einen festen Halt zu geben, gingen die meisten dieser Völker unter, ohne etwas anderes haben gründen zu können als Eintagsreiche, die bald durch übermächtige Nachbarn unter ihre Botmässigkeit gebracht, aufgesaugt oder gestürzt wurden“ (IV, 27).

Es wird immer „das Los der aus Trümmern gebildeten Durchschnittsgesellschaften sein, sich in Schwierigkeiten herumzuquälen, ihre dürftigen Kräfte zu erschöpfen . . . Das erste einigermassen in sich gleichartigere Volk, das ihnen die Hand auf die Schulter legt, zerreisst ohne Mühe das vergängliche, anspruchsvolle Gewirk“ (III, 121). Der Ausgang eines ungleichen Kampfes ist so immer von vornherein derart bestimmt, dass „kraft des Rechts der Überlegenheit einer Rasse die Herrschaft auf den reiner gebliebenen Zweig“ übergeht (III, 27). Mischlinge werden immer nur in der Lage sein über kranke Völker zu siegen, und wir werden sie immer unterliegen sehen, wenn sie es mit Menschen von edlerer Abkunft zu tun haben (II, 252).

Jedoch der Ausgang eines Kampfes wird nicht nur allein durch die verschiedenen Anlagen und Wertigkeiten der Gegner bestimmt, sondern auch von der rein zahlenmässig grösseren Menge. „Andererseits ist die leibliche und geistige Inferiorität der erobernden Massen so klar und so festgestellt, dass ihr Einfall und der schliessliche Sieg, der dessen Gewalt dartut, ihre Quelle nur in der sehr grossen Zahl der in diesen Scharen angesammelten Individuen haben kann“ (II, 277). Auch „die semitische Rasse in ihren zahlreichen einander folgenden Schichten hatte die hamitischen Bevölkerungen mehr befruchtet als die von weit geringeren Massen ausgeführte iranische Invasion es konnte . . .“ (II, 118).

Solche Gedanken über Kampf, Siegen und Unterliegen finden wir wohl bei Gobineau, aber nichts über Faktoren der Auslese und Gegenauslese, wie sie oben angeführt: Ehelosigkeit in den oberen Ständen, Geschlechtskrankheiten, Frauenberufe etc. Ist das aber sehr verwunderlich? Es ist doch ganz naturnotwendig, dass uns alle diese Begriffe immer wieder zum Bewusstsein kommen müssen, da ja gerade die Zeit nach dem Kriege mit all ihren Folgeerscheinungen wie geschaffen dafür ist, diese Zustände immer mehr zu steigern und so die Gefahr der Abwärtsentwicklung, der Entwicklung zur Entartung immer mehr zu verstärken.

Damit sind wir wieder zu dem Punkte zurückgelangt, von dem aus ich auf die Begriffe Auslese und Gegenauslese ausging, zur Entartung. Fragen wir uns nun nochmals, was ist Entartung, so können wir sie mit K. H. Bauer als das

Schlussbild des biologischen Vorganges der durch die Kultur unterdrückten Auslese bei gleichzeitig wirksamer Gegenauslese mit dem Effekt einer dauernden Verschlechterung des genotypischen Gesamtquerschnittes bezeichnen.

Die Rassenmischung mit niederen Rassen — von dieser ausgehend kamen wir ja auf den Begriff der Entartung — ist nicht „die auslösende Ursache der Entartung, auch nicht die eigentliche Folge der Entartung, aber eines der vorherrschendsten Symptome der bereits im Gang befindlichen Entartung." (Bauer.)

Gobineau bezeichnet die Mischung oft als einen Vorgang der Auflösung, der schliesslich die völlige Entartung folgt. „Wenn eine beschränkte Gruppe beständig Zuströme von neuem Blut erhält, ehe sie Zeit gehabt hat, die alten zu verquicken, so werden die Störungen häufig und treten schneller wie auch schmerzhafter auf. Sie führen schliesslich zur Auflösung" (IV, 120). An anderer Stelle spricht er von einem „Andauern der Mischungen und der Ausartung, die deren Folge sei" (II, 289).

„Die Verbindung aller entarteten Typen ergibt mit Notwendigkeit ein neues Rassendurcheinander." Solches Rassendurcheinander, solch Völkerchaos sehen wir im alten Rom und Griechenland (IV, 287). Er zeigt uns die Folgen der Entartung an der Entwicklung des Charakters. So ist ihm ein Gallier jener Zeit (III, 367) „buchstäblich das semitisierte Produkt der verschiedenartigsten Elemente, ein Mensch, der weder Italiker, noch Grieche, noch Asiate, noch Kelte, sondern ein wenig von alledem war, und der in seiner aus unvereinbaren Bestandteilen gebildeten Nationalität den leichten Sinn, den verschwommenen und wandelbaren Charakter, das Brandmal aller entarteten Rassen in sich trug."

Als eine andere natürliche Wirkung des Sinkens der Rassenkräfte und der Entnervung der starken Rassen müssen nach seiner Ansicht „die literarischen und künstlerischen Anlagen mit jedem Tage mehr herabgehen" (III, 417), und auch die Religion macht, wenn das Volk entartet ist, „die allgemeine Zersetzung mit" (III, 262).

So und ähnlich urteilt Gobineau immer wieder über die Rassenmischung, Entartung und ihre Folgen. Damit haben wir nun die Faktoren besprochen, die eine Rassenentwicklung bedingen, und ich glaube, im wesentlichen die Fragen der modernen Rassenhygiene berührt zu haben.

Zusammenfassung.

Welches ist nun die Bedeutung Gobineaus im Lichte der Rassenhygiene? Sie liegt unzweifelhaft darin, dass er erkannte, dass Aufstieg und Untergang der Kulturvölker nicht ein wirtschaftlich-sozialpolitisches, geisteswissenschaftliches Problem ist, sondern ein unbedingt biologisches, da alles Werden und Vergehen abhängig ist von der inneren Konstitution des Volkes, von seinen biologischen Anlagen, d. h. dem durchschnittlichen Besitz an Erbanlagen. Wenn er auch die Begriffe Volk, Gemeinschaft noch nicht klar fasst, so hat er doch erkannt, dass es sich um etwas Phänotypisches handelt im Gegensatz zur Rasse als etwas Genotypischem.

Er hat die Bedeutung der Begriffe grosse Zeiträume, überschüssige Fruchtbarkeit betont, ja selbst einen Vorgang wie die Mutation geahnt.

Die Geschichtsentwicklung der Völker beleuchtet er immer wieder vom Gesichtspunkte der Rassenentwicklung, speziell vom Standpunkte der Rassenvermischung, während die Gedanken über Auslese und Gegenauslese, wie sie heute ausgeprägt sind, besonders z. B. über die durch die soziale Kultur hervorgerufene Gegenauslese, nicht sehr klar herausgearbeitet sind.

LITERATUR.

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Bd. I—VI, VIII u. XIV.

Bauer, K. H., Rassenhygiene. Leipzig. Quelle u. Meyer 1926.

Baur-Fischer-Lenz, Grundriss der menschlichen Erblichkeitslehre. München 1921.

Driesmans, H., Rasse und Milieu. Berlin 1902.

Fischer, E., Begriff, Abgrenzung und Geschichte der Anthropologie. Kultur der Gegenwart. Leipzig 1923.

Friedrich, Fr., Studien über Gobineau. Leipzig 1906.

Gobineau, J. A. Graf v. Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsch von L. Schemann. Stuttgart 1898.

Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. — zit. Müller-Freienfels. Eislers Handwörterbuch d. Philosophie. Berlin 1922.

Hertz, Fr., Rasse und Kultur. Leipzig 1915.

Jentsch, K., Sozialauslese. Leipzig 1898.

Johannsen, Elemente der exakten Erblichkeitslehre. Jena 1913.

Kant, Kritik der reinen Vernunft. — Kritik der Urteilskraft. — Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. — zit Müller-Freienfels. Eislers Handwörterbuch d. Philos.

Kleinecke, Paul, Gobineaus Rassenphilosophie. Berlin 1902.

Kretzer, E., J. A. Graf Gobineau. Leipzig 1902.

Kuhlenbeck, L., Zur Kritik des Rassenproblems. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, II, 1905. — Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik. (vgl. Schemann).

Leibniz, zit. Müller-Freienfels. Eislers Handwörterbuch d. Philos. Berlin 1922.

Lundborg, H., Rassenbiologische Übersichten und Perspektiven. Jena, Fischer.

Meyer, H., Der Entwicklungsgedanke bei Aristoteles 1909. — zit. Müller-Freienfels.

Ploetz, Sozialanthropologie. Kultur der Gegenwart. Leipzig 1903.

Seillière, E., Le comte de Gobineau et l' Aryanisme historique. Paris 1903.

Schallmayer, W., Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Jena 1918. — Zum Einbruch der Naturwissenschaft in das Gebiet der Geisteswissenschaften. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie I.

Schemann, L., Gobineaus Rassenwerk. Stuttgart 1910.

Siemens, H., Rassenhygiene und Vererbungslehre. München 1923.

Spahn, M., Akademische Monatsblätter. Jahrg. 11, 1899. (vgl. Schemann).

Stratz, H. C. (vgl. Halban-Seitz, Biologie und Pathologie des Weibes.)

Weismann, A., Die Kontinuität des Keimplasmas als Grundlage einer Theorie der Vererbung. Jena 1885.

Woltmann, L., Politische Anthropologie. Eisenach 1903.

Lebenslauf.

Am 6. März 1900 wurde ich als Tochter des Buchdruckereibesitzers Carl Riebe zu Hannover geboren. Nach Besuch des Lyzeums I zu Hannover legte ich Ostern 1919 die wissenschaftliche Prüfung des Oberlyzeums und Ostern 1920 am Realgymnasium I zu Hannover die Ergänzungsprüfung für das Reifezeugnis ab. Nach 5-semestrigem Studium der Medizin in Göttingen bestand ich Sommer 1922 die ärztliche Vorprüfung und nach weiteren 5 Studiensemestern in Marburg und Göttingen im Sommer 1925 das ärztliche Staatsexamen. Während des praktischen Jahres arbeitete ich an der Universitäts-Frauen- und Chirurgischen Klinik zu Göttingen und an der II. Medizinischen Klinik zu München.

Edda Riebe.